Queereinsteiger - Das ALLY-Projekt: Das Leben queerer junger Menschen in Deutschland, Griechenland, Italien

Kofinanziert von der Europäischen Union

Funded by the European Union. Views and opinions expressed are however those of the author(s) only and do not necessarily reflect those of the European Union or the European Education and Culture Executive Agency (EACEA). Neither the European Union nor EACEA can be held responsible for them.

Eine gemeinsame Methode: Lokale Stimmen, transnationale Ziele

Eine transnationale Betrachtung aus Griechenland, Deutschland und Italien

In ganz Europa erleben junge Menschen, die offen als queere Individuen leben, weiterhin systematische und alltägliche Diskriminierung. Ob in Städten oder ländlichen Regionen – ihre Geschichten werden oft nicht gehört. „Queereinsteiger - Das ALLY-Projekt“, kofinanziert von der Europäischen Union im Rahmen von KA210-YOU (Small-scale partnerships in youth), wurde ins Leben gerufen, um das zu ändern.

Drei Organisationen aus Deutschland, Griechenland und Italien haben sich zusammengeschlossen, um eine einfache, aber kraftvolle Frage zu stellen: Wie ist das Leben für queere Jugendliche in diesen Ländern? Was brauchen sie, um sich unterstützt zu fühlen? In den vergangenen Monaten haben wir uns mit jungen Menschen in Gemeinschaftsräumen, Büros, Jugendzentren und Aktivist:innen-Netzwerken getroffen, um ihren Erfahrungen zuzuhören. Durch diese Gespräche möchten wir ihnen nicht nur eine Stimme geben, sondern auch unsere eigenen Arbeitsweisen als in der Jugendarbeit tätige Personen, Pädagog:innen und Aktivist:innen reflektieren. Unser Ziel ist es, jungen Menschen eine Stimme zu geben, von ihnen zu lernen und unsere Arbeit mit und für queere Communities in ganz Europa zu verbessern.

Über mehrere Monate hinweg haben wir Interviews mit queeren Jugendlichen und Menschen aus der Jugendarbeit in jedem Land durchgeführt. Obwohl die lokalen Kontexte unterschiedlich waren, traten gemeinsame Themen zutage – sie zeigen die emotionalen, sozialen und institutionellen Schwierigkeiten, die queere Jugendliche täglich bewältigen müssen.

In Deutschland führte der Verein *Systeme in Bewegung e.V.* Interviews mit acht Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 20 Jahren durch. Diese Gespräche fanden in einer queeren Jugendgruppe der Stadtjugendpflege sowie in einer gemütlichen, informellen Freundesgruppe im Büro des Vereins statt. Die offene Atmosphäre ermöglichte ehrliche und facettenreiche Diskussionen, die sowohl alltägliche Herausforderungen als auch Kraftquellen sichtbar machten.

In Griechenland nahm der Verein *Femedubeart* zunächst Kontakt zu mehreren lokalen Organisationen auf, bevor mit der nationalen LGBTQ+-Organisation OLKE zusammengearbeitet wurde. Obwohl der Zugang zu Jugendlichen eingeschränkter war, gelang es dem Team, ein bedeutungsvolles Gespräch mit einem jungen queeren Mann aus der Organisation zu führen. Das Gespräch machte zudem deutlich, wie schwierig es in Teilen der griechischen Gesellschaft nach wie vor ist, offen über Queerness zu sprechen – was bereits ein wichtiges Ergebnis darstellt.

In Italien führte die Human Rights Youth Organization (*H.R.Y.O.*) drei Interviews mit vier queeren Menschen, die über ihre lokalen Netzwerke in Palermo erreicht wurden. Dazu gehörten: ein Einzelinterview mit einer jungen Frau, die sich als homosexuell identifiziert; ein Gruppeninterview mit einer queeren Frau und einer nicht-binären Person; sowie ein abschließendes Interview mit einem queeren Jugendarbeiter und Aktivisten, der in Sizilien LGBTQIA+-Asylsuchende unterstützt. Die Vielfalt der Stimmen spiegelte die vielschichtigen Überschneidungen von Queerness, Gender, Migration und institutioneller Marginalisierung wider.

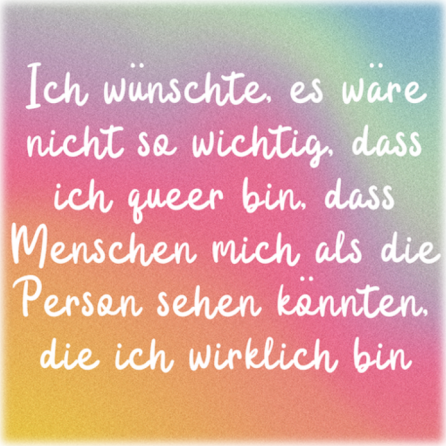
Frühe Bewusstheit und der Prozess des Hineinwachsens

In allen Interviews war eines der intimsten Themen die Frage, wie queere junge Menschen erstmals ein Bewusstsein für ihre Identität entwickelten. Auch wenn Zeitabläufe und Gefühle unterschiedlich waren, verband viele die Erfahrung, dass dieser Prozess selten plötzlich geschah – er entfaltete sich über längere Zeit, oft in Stille, Verwirrung und/ oder Angst.
In Italien beschrieben Befragte ein frühes Bewusstsein dafür, „anders“ zu sein – auch wenn ihnen die Sprache fehlte, um es auszudrücken. In Griechenland und Deutschland berichteten Jugendliche ähnlich von einem langsamen, emotional aufgeladenen Prozess der Selbstentdeckung. Manche spürten es in der Pubertät oder früher, andere setzten sich erst später mit ihrer Identität auseinander. Gemeinsam war den unterschiedlichen Erzählungen jedoch das grundlegende Gefühl, „nicht wie die anderen“ zu sein, und die emotionale Anstrengung, die es brauchte, um vom bloßen Bewusstsein zur Selbstidentifikation zu gelangen. Eine Person aus Griechenland gab zu: „Ich hatte Angst davor, vielleicht Teil der LGBTQ+-Community zu sein … Ich glaube, ich habe es lange verleugnet.“ Andere schilderten, wie sich ihr Verständnis in der Jugend zu verschieben begann: „In der Pubertät kam ich mit meiner Sexualität und meinem wirklichen Ich in Berührung.“ Eine weitere Person bemerkte: „Ich wusste es schon sehr früh … aber der erste Klick kam mit 17.“ Wieder andere realisierten es erst im Erwachsenenalter: „Bis 25 war ich hetero. Dann traf ich meinen Partner, und alles änderte sich.“ Für einige begann das Bewusstsein für die eigene Identität schon früh, doch ohne Unterstützung oder Anerkennung im Umfeld kam die Selbstakzeptanz erst viel später. Eine Person erzählte, dass „queere Gefühle“ über Jahre gespürt wurden, aber erst in einer festen Partnerschaft und im Ringen mit gesellschaftlichen Erwartungen vollständig angenommen werden konnten.
Dieser Prozess wurde häufig nicht nur durch die innere Entdeckung geprägt, sondern auch durch das Gefühl, nicht in die starren Rahmen von Geschlechterrollen oder romantischen Vorstellungen zu passen. Eine Person aus Griechenland brachte dies so zum Ausdruck: „Ich habe nie in die Rolle des Mädchens gepasst, das einen Mann heiraten würde – dieses Szenario war mir immer fremd.“.
Doch nicht alle erlebten Identität in Form einer linearen „Coming-out“-Erzählung. Ein Jugendlicher in Italien, der mit queeren Menschen mit Einwanderungsgeschichte arbeitet, stellte die westliche Vorstellung eines „Coming-out-Wegs“ oder „Pfads zur Akzeptanz“ als universelle Erfahrung in Frage. In manchen Kulturen identifizieren sich queere Menschen nicht als „schwul“ oder „lesbisch“ – sie können gleichgeschlechtliche Erfahrungen machen, ohne diese mit einer festen homo- oder bisexuellen Identität zu verbinden.
Auffällig ist, dass Selbstidentifikation nie rein individuell war. Sie war abhängig von kulturellen Botschaften, schulischen Umfeldern und der Sichtbarkeit von queeren Vorbildern. Ein italienischer Jugendlicher fasste die emotionale Wirkung dieser Abwesenheit zusammen: „Wenn du nirgendwo Menschen wie dich siehst, ist es schwer zu glauben, dass du existierst.“
In Italien, Griechenland und Deutschland durchliefen viele Jugendliche einen komplexen persönlichen Prozess des Selbstentdeckens und Benennens. In Fällen, in denen später Akzeptanz folgte, waren die frühen Phasen oft von Isolation geprägt. Fehlende Repräsentation, das Nichtvorhandensein von Sprache und der Druck, sich anzupassen, trugen zu einer stillen, aber schweren emotionalen Last bei.
Dies bereitet den Boden für das, was folgt: einen genaueren Blick darauf, wie diese Jugendlichen beginnen, über sich selbst zu sprechen – in ihren eigenen Worten – und wie diese Worte sowohl befreiend als auch verletzend wirken können.

Mehr als ein Label: Benennung, Identität und Zugehörigkeit.

Die Art und Weise, wie queere Jugendliche sich selbst beschreiben, ist nicht nur persönlich – sie ist politisch. In Deutschland, Italien und Griechenland äußerten Teilnehmende, wie Sprache sie sowohl stärkt als auch einschränkt – insbesondere, wenn andere Definitionen einfordern oder Annahmen projizieren. Eine italienische Teilnehmerin sagte: *„Zwingt Menschen nicht dazu, die 'richtigen Worte' zu finden, um ihre Identitäten zu erklären – das kann gewaltsam sein."* Dies spiegelt ein breiteres Gefühl wider: Benennungen müssen selbstbestimmt sein, nicht von außen auferlegt.

In Italien fiel besonders die Vielfalt der Bezeichnungen auf. Eine Person bevorzugte den Begriff *„homosexuell"* statt *„lesbisch"*, da er sich weniger geschlechtsspezifisch und stigmatisierend anfühlte. Eine andere identifizierte sich als *queer* und beschrieb das Wort als Quelle von sowohl Stärke als auch Gemeinschaft.



In Deutschland wurde Sprache sowohl als Form von Anerkennung als auch als Quelle von Druck gesehen. Während die Selbstbenennung bestärkend sein kann, stellten die Teilnehmenden fest, dass die Gesellschaft oft Kohärenz, Klarheit und Rechtfertigung einfordert. Eine Person sagte: *„Ich wünschte, es wäre nicht so wichtig, dass ich queer bin, dass Menschen mich als die Person sehen könnten, die ich wirklich bin."* Eine andere ergänzte: *„Verwechsle meine Sexualität nicht mit meiner Persönlichkeit."* In Italien beschrieben Teilnehmende, wie belastend ein Coming-out noch immer ist – oft begegnet mit aufdringlicher Neugier, Peinlichkeit oder übertriebenen Reaktionen, besonders von cis-heterosexuellen Männern. Was sich viele Jugendliche wünschten, war Neutralität und Leichtigkeit. Wie eine Person es ausdrückte: *„Ich wünschte, sie würden so reagieren, als ob ich sage, dass ich Sprudelwasser lieber mag als stilles."* Dieser einfache Vergleich brachte ein kollektives Bedürfnis auf den Punkt: mit Akzeptanz, statt mit Staunen und Unruhe aufgenommen zu werden.

In Griechenland stellten Teilnehmende fest, dass in vielen Familien und Gemeinschaften Begriffe wie *„queer"* oder *„trans"* gar nicht Teil des Vokabulars waren. Dadurch wurde es schwierig, ihre Erfahrungen mitzuteilen, ohne sich fremd oder missverstanden zu fühlen. Statt sich mit einem festen Label zu identifizieren, beschrieben manche Queerness eher als etwas, das sie langsam durch Gefühle, Beziehungen und Kontexte leben.

Eine Jugendarbeiterin in Italien betonte die Wichtigkeit, gänzlich über westliche Rahmen hinauszugehen, besonders in der Arbeit mit queeren Migrant:innen. Sie plädierte dafür, den Begriff **SOGIESC** (Sexuelle Orientierung, Geschlechtsidentität und -ausdruck sowie Geschlechtsmerkmale) statt **LGBTQIA+** zu verwenden, mit der Begründung: *„SOGIESC passt besser – es ist offener und weniger an eine spezifisch westliche Erzählung gebunden."* Diese Terminologie basiert nicht auf festen Kategorien, sondern erkennt das breite Spektrum von Identitätsausdrücken an, einschließlich jener, die nicht in eurozentrische Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität passen.

In allen drei Kontexten waren sich die Teilnehmenden einig, dass Identitätsbegriffe selbstbestimmt bleiben müssen. Sie betonten, dass Sprache queeren Menschen dienen sollte – nicht sie einschränken. Begriffe wie *queer*, *homosexuell* oder *nicht-binär* sollten zu den eigenen Bedingungen verwendet werden, nicht von außen auferlegt. Zudem betonten mehrere Teilnehmende – insbesondere in Italien und Deutschland –, dass abwertende oder historisch gewaltsame Begriffe nur innerhalb der Community zurückerobert werden können. Versuche von außen, solches Vokabular „zurückzuerobern", wurden als unangebracht oder sogar schädlich empfunden.

Trotz der Herausforderungen, die die Teilnehmenden erfuhren, konnte Benennung auch eine kraftvolle Quelle von Stolz sein. In Griechenland reflektierte eine Person: *„Ich bin stolz auf mein Selbstvertrauen und meine Selbstliebe."* Eine andere fügte hinzu: *„Und ich, dass ich meine Beziehung nie versteckt habe – und die Frau geheiratet habe, die ich liebe."* Sichtbarkeit war für viele nicht nur ein Recht, sondern ein Akt der Widerstandskraft. Wie es ein italienischer Jugendlicher kraftvoll formulierte: *„Wenn wir unsere Präsenz nicht sichtbar machen, können wir nicht für Veränderung kämpfen."* Doch die Entscheidung, sich selbst zu benennen, schützte die Teilnehmenden nicht davor, missverstanden oder auf Stereotype reduziert zu werden. Allein die Tatsache, offen zu existieren, löste häufig Mikroaggressionen aus – sei es durch Witze, Annahmen oder die ermüdende Erwartung, andere aufklären zu müssen. Vor diesem Hintergrund alltäglicher Spannungen und sozialer Reibungen wurde das Bedürfnis nach echter Sicherheit und Verbindung noch dringlicher.

Mikroaggressionen und die Last, andere aufzuklären

In allen drei Ländern berichteten Teilnehmende von häufigen Mikroaggressionen – von beiläufigen Witzen bis hin zu struktureller Diskriminierung. In Italien äußerten sich diese oft in Form von aufdringlicher Neugier und geschlechtsspezifischen Stereotypen. Eine Person sagte: *„Ich bin es leid, gefragt zu werden, ob ich 'top' oder 'bottom' bin – würdest du die Frage einer heterosexuellen Person stellen?"* Andere beschrieben, wie Ausdrucksformen von Queerness im öffentlichen Raum Unbehagen oder Überreaktionen von cis-heterosexuellen Männern auslösten: *„Cis-het-Männer reagieren oft mit seltsamer Abwehr, als ob ich sie anflirten würde.".*

Teilnehmende in allen Ländern betonten, dass es nicht Aufgabe queerer Jugendlicher sei, andere aufzuklären. *„Es ist nicht mein Job, Heteros zu erklären, wie ich bin und was das bedeutet,"* sagte ein deutscher Jugendlicher. Eine weitere Person ergänzte: *„Geh nicht davon aus, dass die nächstbeste queere Person alles erklären will und wird."* Statt als vollwertige Menschen gesehen zu werden, fühlten sich viele auf Übersetzende von Queerness reduziert. Griechische Teilnehmende berichteten außerdem, wie sie mit der emotionalen Belastung umgingen. Manche zogen sich ganz zurück, andere versuchten, ihr Umfeld aufzuklären – aber nur bis zu einem gewissen Punkt: *„Ich versuche aufzuklären – aber ich gehe, wenn Ablehnung deutlich wird.".* Auch in vermeintlich inklusiven Räumen fühlten sich queere Menschen oft unwillkommen, sobald ihre Präsenz Spannungen hervorrief. *„Wenn du eine Szene machst, weil dich eine queere Person in einem Safe Space anflirtet, zerstörst du den Raum für alle,"* erklärte eine italienische Jugendliche. Selbst Witze, wenn sie als harmlos dargestellt werden, wurden als

verletzend erlebt: *„Witze über Geschlecht oder Aussehen – auch wenn sie 'spaßig' gemeint sind – können immer noch wehtun.“.*
Deutsche Teilnehmende äußerten ähnliche Bedenken und beschrieben ein ständiges Gefühl der Wachsamkeit. *„Du würdest nicht glauben, wie oft über mich Witze gemacht werden,“* sagte eine Person. Eine andere ergänzte: *„Sobald ich draußen bin, denke ich ständig darüber nach, ob ich mich zur Zielscheibe mache.“* Viele beschrieben, immer auf der Hut zu sein – besonders in unbekannten oder formellen Kontexten. Eine Person formulierte es so: *„Es ist verdammt schwer, immer so herumzulaufen, als wäre man ein Krimineller, nur weil man Angst hat, von intoleranten Menschen gemobbt oder verurteilt zu werden.“.*
Auch italienische Teilnehmende betonten die emotionale Anspannung, die das öffentliche Leben mit sich bringt. Zuneigung zu zeigen – etwa Händchenhalten oder Küssen – wurde als riskant angesehen. Sicherheit war nie garantiert, doch viele zogen es vor, sichtbar zu bleiben, trotz der Gefahr. Eine Person merkte an, dass das Vermeiden von Sichtbarkeit Marginalisierung nur verstärkt. Eine andere hob hervor, dass Sichtbarkeit selbst eine Form von Widerstand sei – entscheidend für den Kampf um Gleichstellung.
In beiden Ländern häuften sich subtile Handlungen – wie das Hinterfragen des Geschlechtsausdrucks, Annahmen über Verhalten oder das Verwenden von Labels ohne Zustimmung – an zu einer alltäglichen Erfahrung der Entfremdung. *„Viele Menschen sind sich nicht bewusst, dass sie uns sehr schnell das Gefühl geben, nicht dazuzugehören.“.*

In Griechenland war Diskriminierung oft deutlicher und institutioneller. Eine Person erinnerte sich: *„Ich wurde wegen meiner Sexualität und weil ich mich feminin kleidete, gemobbt.“* Eine andere beschrieb, wie sie und ihre Partnerin in öffentlichen Ämtern mit Misstrauen behandelt wurden: *„Man fragte uns, ob wir verwandt seien.“.* Diskriminierung erstreckte sich auch auf das Gesundheitssystem und Prozesse wie die Eheschließung, bei denen queeren Beziehungen häufig mit Verwirrung oder Ausweichverhalten begegnet wurde.

In allen drei Ländern waren Mikroaggressionen keine isolierten Vorfälle. Sie waren Teil eines breiteren Umfelds aus Spannung, Unbehagen und Ausschluss. Ob subtil oder offen – sie trugen zu einem gemeinsamen Gefühl unter queeren Jugendlichen bei, dass das öffentliche Leben oft unsicher ist und dass Schutz Selbstzensur, emotionale Distanz oder ständiges Aushandeln erfordert.

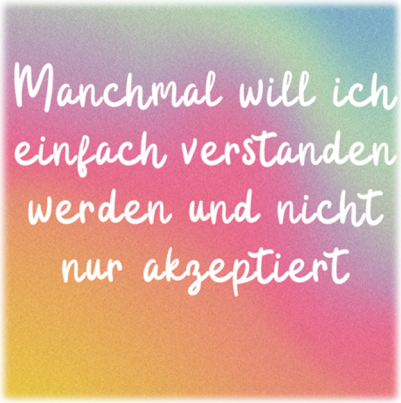
In Italien äußerten Teilnehmende Frustration über die Ausgestaltung vieler sogenannter „queerer“ Räume: Jugendzentren und Partys, die als inklusiv bezeichnet wurden, hatten oft kaum tatsächliche queere Präsenz oder Leitung. Eine Person bemerkte: *„Du kommst zu einer 'Queer-Party' und es ist niemand Queeres da.“.* Andere betonten, dass Symbole – wie Regenbogenflaggen – nicht automatisch Sicherheit gewährleisten: *„Räume sind nicht sicher wegen Labels – Menschen machen sie sicher.“.*

In Deutschland hingegen äußerten Jugendliche Wertschätzung für inklusive Orte wie Buchhandlungen und Cafés mit sichtbar vielfältigem Personal. Sie betonten, dass inklusive Räume auch zugänglich und diskret sein sollten, damit niemand ungewollt geoutet wird. Außerdem wünschten sie sich mehr Orte, an denen Queerness nicht immer im Mittelpunkt steht. Darüber hinaus hoben sie die Bedeutung kleiner Zeichen institutioneller Sensibilität hervor – etwa von geschlechtsneutralen Toiletten.

Sichere Räume, Community und Solidarität

In Italien beschrieben viele Jugendliche, dass sie sich schützende soziale „Blasen“ aufbauten, die nur aus vertrauten Menschen bestanden. Eine Person sagte: „Ich lebe in einer Blase, in der ich mich nur mit sicheren Menschen umgebe.“ Gleichzeitig äußerten italienische Jugendliche den Wunsch nach unpolitischen, druckfreien Räumen, in denen sie sich mit Gleichaltrigen vernetzen konnten, ohne ständig ihre Identitäten verteidigen oder erklären zu müssen. Das Nachtleben, so berichteten sie, sei stärker auf ältere schwule Männer ausgerichtet, wodurch es für jüngere queere oder geschlechterdiverse Menschen schwieriger sei, sich willkommen zu fühlen. Eine teilnehmende Person formulierte: „Wir brauchen informelle Orte, an denen wir einfach abhängen können, ohne unsere Identitäten verteidigen zu müssen.“ Besonders für diejenigen ohne queere Freund:innen wurden solche informellen Räume für queere Jugendliche als Möglichkeit ersehnt, um Kontakte zu knüpfen.

Ein zentrales Thema in allen Kontexten war **ALLY-Sein**. In Italien unterschieden die Teilnehmenden klar zwischen echter Unterstützung und rein performativen Gesten. Symbolische Handlungen – wie das Tragen einer Pride-Flagge – wurden zwar geschätzt, waren aber nur dann bedeutsam, wenn sie mit emotionaler Präsenz und Verantwortungsübernahme einhergingen: „Wenn du ein:e echte:r Freund:in bist, ist es okay, eine Flagge zu tragen – aber mach dich nicht selbst zum Helden“, erklärte eine Person. Von Allies wurde erwartet, dass sie zuhören, sich selbst informieren und präsent sind, wenn sie gebraucht werden – ohne die Führung an sich zu reißen. Ally zu sein bedeutet, an der Seite von queeren Menschen zu stehen, nicht vor ihnen. Es geht darum, queere Stimmen zu verstärken, ohne sich die Botschaft anzueignen, die eigene privilegierte Position anzuerkennen und Raum zu schaffen, statt ihn einzunehmen. Echte Solidarität bedeutet zudem, die Arbeit der Konfrontation von Diskriminierung zu übernehmen – sei es in Gesprächen mit Familie, in Schulen oder am Arbeitsplatz – anstatt diese Verantwortung allein queeren Menschen zu überlassen. Diese Art der Unterstützung wurde als tief wirksam beschrieben, insbesondere in Momenten öffentlicher Unsicherheit oder institutioneller Voreingenommenheit.



Deutsche Teilnehmende bekräftigten diesen Bedarf und betonten, dass sie sich vor allem Respekt, Offenheit und die Bereitschaft zur Selbstbildung von Familie und Freund:innen wünschten. Sie wollten nicht auf ihre Queerness reduziert oder als symbolische Stellvertreter:innen einer Identität behandelt werden. Stattdessen sehnten sie sich nach Empathie und tieferem Verständnis. „Manchmal will ich einfach verstanden werden und nicht nur akzeptiert.“, sagte eine Person. Von Eltern und Freund:innen wurde nicht nur Toleranz erwartet, sondern die aktive Auseinandersetzung mit eigenen Vorurteilen. Eine teilnehmende deutsche Person betonte: „Eltern sollten die Liebe zu ihrem Kind in den Vordergrund stellen, ohne es auf die Sexualität zu reduzieren.“. Andere warnten vor dem Outen ohne Zustimmung oder davor, queere Menschen zum Outing zu zwingen. Unterstützung bedeutet, Grenzen zu respektieren und Empathie zu zeigen – nicht bloß Akzeptanz.

In Griechenland fielen die Reaktionen des sozialen Umfelds polarisierter aus. Manche beschrieben familiäre Unterstützung und Stolz auf die Fähigkeit, offen zu leben und frei zu lieben. Andere hingegen erfuhren Ablehnung – besonders durch männliche Verwandte. Gerade in solchen Kontexten wurde die Bedeutung von Allies noch deutlicher: Wer Unterstützung von Freund:innen, Eltern oder Fachpersonen erhielt, konnte ein stärkeres Selbstwertgefühl entwickeln und gesündere Beziehungen aufbauen.

In allen drei Ländern forderten junge queere Menschen nicht nur mehr Angebote, sondern auch mehr Solidarität. Sicherheit und Zugehörigkeit, mahnten sie, seien keine Logos oder politischen Maßnahmen. Sie entstünden durch Beziehungen, gegenseitige Fürsorge und Gemeinschaften, die Platz für alle schaffen, einfach zu sein.

In Griechenland reagierte die soziale Umgebung sehr unterschiedlich. Eine Person beschrieb die Mutter als unterstützend, während der Vater den Kontakt vollständig abbrach. Andere berichteten vom Verlust mancher Freund:innen, aber auch vom Gewinn neuer. Entscheidend war, eine Person zu haben – sei es Partner:in, Elternteil oder Peers –, die einen sieht und unterstützt.

In den Ländern wurden Unterstützungssysteme als unverzichtbar, jedoch ungleich zugänglich wahrgenommen. Ob durch Gemeinschaftszentren, gewählte Familien oder vertraute Peers – die Teilnehmenden betonten die Bedeutung von Räumen, in denen sie ganz sie selbst sein konnten, ohne Angst vor Bewertung oder Isolation. Dennoch konnten selbst die unterstützendsten Gemeinschaften nicht die Lücken schließen, die unzureichend vorbereitete Institutionen hinterließen. Für queere Jugendliche hing echte Teilhabe auch von den Systemen ab, die dazu da sind, sie zu unterstützen.

Was Jugendorganisationen tun können: Vom Zuhören zum Handeln

Quer durch Italien, Deutschland und Griechenland hoben queere Jugendliche erhebliche Defizite in institutioneller und dienstleistungsbasierter Unterstützung hervor. Ein zentrales gemeinsames Anliegen war das Fehlen umfassender Bildung – insbesondere in Bezug auf Sexualität, Geschlechtsidentität und emotionales Wohlbefinden.

In Italien äußerten Teilnehmende Frustration darüber, dass selbst dann, wenn Sexualerziehung angeboten wurde, sie strikt heterosexuell und reproduktiv blieb. Eine junge Person aus Palermo bemerkte: „Es gibt keine Sexual- oder Gefühlsbildung – und wenn doch, dann ist sie nur heterosexuell und reproduktiv ausgerichtet.“ Diese Erfahrung spiegelten auch Teilnehmende in Griechenland wieder, wo ein Jugendlicher den Bedarf nach systemischem Wandel betonte: „LGBTQ+-Themen sollten so selbstverständlich wie alles andere gelehrt werden – von klein auf.“. Eine weitere Person fügte hinzu: „Ich möchte, dass LGBTQ+-Bildung schon in der Grundschule beginnt.“ Ähnliche Forderungen gab es auch in Deutschland, wo Teilnehmende sich für Lehrpläne aussprachen, die über Cisnormativität und Heteronormativität hinausgehen. Eine deutsche Teilnehmende sagte: „Es wäre sinnvoll, wenn Sexualerziehung in Schulen weniger hetero- und cisnormativ wäre. Queere, intersexuelle und trans* Erfahrungen werden kaum je thematisiert.“.

Schulen wurden vielfach als unsicher oder unvorbereitet beschrieben. In Italien erklärten Jugendliche, dass es niemanden an der Schule gebe, dem sie in Bezug auf LGBTQIA+-Themen vertrauen könnten. In Deutschland hoben Jugendliche die Notwendigkeit inklusiver Räume außerhalb der Schule hervor, um ungewolltes Outing zu vermeiden. Teilnehmende in allen drei Ländern betonten die symbolische Bedeutung von geschlechtsneutralen Toiletten, inklusiven Formularen und sichtbaren Sicherheitszeichen in öffentlichen Räumen. „In öffentlichen Einrichtungen hilft es mir, wenn es geschlechtsneutrale Toiletten gibt“, sagte eine junge Person aus Deutschland. „Das zeigt, dass es wahrscheinlich wenigstens eine erwachsene Person gibt, die ein bisschen Ahnung hat.“.

Ein weiteres wiederkehrendes Thema war das Fehlen geschulter Fachkräfte und peerbasierter emotionaler Unterstützung. In Italien äußerten queere Jugendliche den Wunsch nach informellen Zuhör-Räumen, die nicht ausschließlich von Psycholog:innen oder Sozialarbeiter:innen vermittelt werden. In Griechenland lag der Fokus stärker auf struktureller Unterstützung, etwa zugänglichen psychischen Gesundheitsdiensten und LGBTQIA+-Ressourcenzentren. Die Teilnehmenden wünschten sich Unterstützungsangebote, die ihre Erfahrungen nicht pathologisieren, sondern Raum für Dialog und Bestärkung schaffen.

Jugendliche in allen Ländern betonten, dass Inklusion nicht allein auf individueller Resilienz beruhen darf. Gefordert waren nicht nur Angebote für queere Menschen, sondern auch Bildung für deren Umfelder: Lehrer:innen, Familien, Trainer:innen. Wie ein deutscher Teilnehmender formulierte: „Es sollte Orte geben, an denen Angehörige Fragen stellen können, ohne dass alles auf uns abgeladen wird.“.

Generell kritisierten Jugendliche, dass queeres Dasein oft als kontrovers oder politisch dargestellt wird. Eine deutsche Teilnehmende sagte: „Wenn weniger Zeit und Plattform darauf verwendet würden, die Existenz queerer Menschen – besonders trans* Menschen – auseinanderzunehmen und zu debattieren, ob wir existieren dürfen, würde unsere Community viel weniger aktiv geschädigt.“ Ähnlich äußerte ein griechischer Jugendlicher: „Rechtlicher Schutz, psychische Gesundheitsversorgung, mediale Sichtbarkeit und Community-Ressourcen – das sind keine Luxusgüter, sondern Notwendigkeiten für ein gerechtes und sicheres Leben.“.

Institutionelle und strukturelle Unterstützung: Lücken, Bedürfnisse und Hoffnungen

Ein weiteres gemeinsames Thema war der Kampf um rechtliche Gleichstellung – insbesondere bei Ehe, Gesundheitsversorgung und Familienrechten. Ein griechischer Teilnehmender sagte deutlich: „Unsere Ehe sollte die gleichen Rechte haben wie jede andere“, und unterstrich damit das Verlangen nach voller rechtlicher Anerkennung, nicht nur nach symbolischer Akzeptanz. In Italien, wo gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften anerkannt sind, merkten Teilnehmende das fortbestehende Fehlen von Ehegleichstellung und damit verbundener Rechte an – insbesondere in Bezug auf Elternschaft und Adoption. Der rechtliche Rahmen spiegle weiterhin ungleiche Bürger:innenrechte wider, was nicht nur als politisches Problem, sondern als tiefe persönliche Ungerechtigkeit erlebt werde.

Die Stimmen, die durch das ALLY-Projekt gesammelt wurden, tragen eine klare Botschaft: Echte Solidarität ist keine Frage von Slogans, sondern von struktureller Fürsorge. Queere Jugendliche wollen nicht einfach nur willkommen geheißen werden – sie wollen respektiert, geschützt und verstanden werden. Für Jugendorganisationen in ganz Europa bedeutet das, aktiv Verantwortung für die Gestaltung inklusiver Umgebungen zu übernehmen.

Einfache, alltägliche Handlungen sind bedeutsam. Nach Pronomen zu fragen und sie konsequent zu verwenden – sei es in Gesprächen, E-Mails oder auf Namensschildern – ist ein Zeichen des Respekts, das Missgendern verhindert und diverse Identitäten bestätigt. Ebenso senden geschlechtsneutrale Toiletten oder inklusive Anmeldeformulare ein Signal von Bewusstsein und erhöhen das Sicherheitsgefühl von Teilnehmenden.

Auch visuelle Zeichen spielen eine Rolle. Das Aufhängen von Pride-Flaggen oder inklusiven Plakaten kann zeigen, dass eine Organisation offen ist. Doch die Teilnehmenden erinnerten daran, dass Symbole durch Inhalte gestützt werden müssen: Wirklich sichere Räume entstehen durch Taten – nicht nur durch Dekoration. Sichtbarkeit ist wichtig, darf aber niemals performativ oder selbstbeweihräuchernd sein.

Ebenso entscheidend ist der Aufbau einer Kultur, in der Grenzen respektiert und schädliche Fragen vermieden werden. Fachkräfte der Jugendarbeit sollten geschult werden, keine übergriffigen Fragen zu stellen oder junge Menschen dazu zu drängen, ihre Identität zu erklären oder zu verteidigen. Stattdessen sollten Organisationen Verantwortung für ihr eigenes Lernen übernehmen – sich selbst über Terminologien, Intersektionalität und die Lebensrealitäten queerer Jugend informieren –, sodass die emotionale Arbeit nicht auf jene abgeladen wird, die eigentlich Unterstützung suchen.

Schließlich müssen Organisationen bereit sein, zu handeln – nicht nur Gastgebende zu sein. Das bedeutet, sich für queere Rechte in Bildung, Gesundheitsversorgung und Gemeinwesen einzusetzen; Stimmen von Jugendlichen zu verstärken; und Solidarität zu zeigen, wenn Diskriminierung auftritt. Sicherheit zu schaffen heißt nicht, neutral zu sein – sondern Haltung zu zeigen.